

Das neue Museum der Stadt Ehingen

Bereits im Jahre 1908 entstand im Spital die erste Altertumssammlung, die in den 20er Jahren eine zunächst endgültige Gestalt bekam. Vorherrschend waren Zeugnisse sakraler Kunst aus dem ober-schwäbischen Raum von Werken der spätgotischen Ulmer Schule bis zu umfangreichen Sammlungen barocker Kunstwerke. Dazu kam bald eine urgeschichtliche Abteilung, die mit den Grabungen von Oskar Fraas im Schmiechtal entstand. Volkskundliche und bäuerliche Bestände ergänzten die alte Sammlung. Stadtverwaltung und Museumsgesellschaft wollen jetzt der Sammlung eine neue Struktur geben. Im restaurierten Gebäude werden ca. 1800 qm Ausstellungsfläche für das künftige Museum zur Verfügung stehen. Auch das neue Museum soll heimatbezogen gestaltet werden, aber auch überregional ausstrahlen. Folgende Ausstellungseinheiten sind vorgesehen: Uhrmacherwerkstatt, Weberstube, Hutmacherwerkstatt, Apotheke um 1870, Ehinger Fasnet, historische Waffensammlung, Stadtgeschichte, Schulsaal um 1850, Biotope der Donau- und Alblandschaft, Dichtezimmer für Michel Buck und Karl Weitzmann, museumspädagogischer Raum mit Töpferscheibe, Gießgeräten, Spinnrädern usw., Zeugnisse sakraler Kunst und Volksfrömmigkeit, bäuerliches Leben, Gemälde-

galerie, Küferei, Waschküche, geologisch-mineralogische Sammlung, bürgerliche und bäuerliche Wohnkultur im alten Ehingen, Trachtensammlung, Briefmarken- und Münzsammlung mit Postinventar, Geschichte der Ehinger Bürgerwehr. Angestrebt werden geschlossene und didaktisch aufgebaute Ausstellungseinheiten, die Beziehungen zwischen den Objekten vermitteln und diese nicht isoliert präsentieren. Die alte Sammlung bestand mehr oder weniger aus einer der Zufälligkeit entsprungenen Aneinanderreihung von Einzelobjekten, die lediglich für sich alleine wirkten, aber keinen Gesamtzusammenhang deutlich machten. 1982 soll das neue Ehinger Museum seine Tore öffnen.

Ehingen, eine Landstadt mit bedeutender geschichtlicher Vergangenheit, aber begrenzten finanziellen Möglichkeiten in der Gegenwart, unternimmt bemerkenswerte Anstrengungen, um das Heiligegeistspital als stadt- und baugeschichtliches Zeugnis vor dem Verfall zu retten und mit neuem Leben zu erfüllen. Die Ehinger wollen das Spital nicht als tote historische Kulisse mit dekorativem Wert verstanden wissen, sondern dem Gebäude mit dem Museum eine sinnvolle Aufgabe zuweisen, die Aufgabe, Vergangenes an das heutige Leben der Stadt heranzuführen und mit dem Geschehen unserer Zeit zu verbinden.

(Alle Fotos zu diesem Aufsatz vom Verfasser)

Martinitag, Bündelestag*

Martini war und ist nicht nur ein hervorstechender Brauchtermin, ein Heiligkeitag im Kirchenjahr – bedeutsamer war das Datum im alten Wirtschaftsjahr. Daran erinnern noch vielerorts die Martinimärkte, die aus einer Zeit stammen, als «Markt» noch nicht ein kompliziertes und abstraktes wirtschaftliches Gefüge war, sondern ein konkreter Ort, an dem die Waren ausgetauscht wurden. Mochte dieser Markt sonst noch halbwegs ein Vergnügen gewesen sein – der elfte November als wichtigster Zinstermin des Jahres war's bestimmt nicht, zumindest nicht für die Masse der Bevölkerung. *Wenn's Martin ist, gehen die Schulden und die Nebel nimmer von den Häusern weg*, sagt ein altes schwäbisches Sprichwort; ein anderes

* Dieser Vortrag wurde vom Süddeutschen Rundfunk gesendet. – Eine detailliertere, mit Literatur- und Quellenhinweisen versehene Einführung in die Problematik erscheint demnächst in einem Sonderband der Zeitschrift «Das Argument» unter dem Titel: «Bäuerliches Gesinde im Württemberg des 19. Jahrhunderts: Lebensweise und Lebensperspektiven. Erste Annäherung an das Problem.»

Martin Scharfe

macht aus dem guten Heiligen, der austellt, das Gegenteil: *Der Martin ist ein böser Heiliger, er leert einem den Beutel und gibt's den andern*; und in einem dritten Sprichwort heißt es mit giftiger Ironie: *An Martini ist gut sterben, da kommt man nicht in die Höll', da sind alle Teufel los!*

Für viele Bauern aber brachte der Novembertag außer den üblichen Pacht- und Zinsraten noch eine weitere Belastung: er war einer der vier Haupttermine des Dienstbotenwechsels – und damit auch der Zeitpunkt, an dem der Gesinde-Barlohn ausbezahlt werden mußte. Eine oberschwäbische Gesinde-Ordnung von 1846 bestimmte in Paragraph 15: *Die Antrittszeit des Dienstes und darnach die Zeit des Abzugs ist in der Regel Lichtmeß (2. Februar), Georgi (23. April), Jacobi (25. Juli) und Martini (11. November)*. Zum Teil war der Dienstbeginn oder das Dienstende natürlich von der Art der Arbeit bestimmt, das heißt: Ein Knecht, der speziell für Sommerarbeiten gebraucht wurde, konnte von Georgi im April bis November gedingt werden. Zum Teil aber waren die

Termine regional verschieden, wenn und solange der Arbeitskontrakt für ein Jahr abgeschlossen wurde; und das galt für Mägde, die überwiegend im Haushalt beschäftigt waren, oder für Knechte, die für das Vieh zuständig waren. Im Hohenloheschen wechselten Knechte und Mägde bevorzugt an Lichtmeß (2. Februar) den Dienst, im Oberschwäbischen häufig auch an Martini. Der Sache nach galt aber auch hier, in Oberschwaben, das in der Gegend von Crailsheim überlieferte Dienstbotenlied:

*Heut ist der schöne Lichtmeßtag,
da bin ich munter und frisch,
da pack ich all' mein' Kleider z'samm'n
und setz' mich hinter'n Tisch.*

*Ei, Bäurin, hol' den Beutel 'rein,
ei, Bauer, zahl' mich aus!*

*Ich bin dir schon lang z'wider g'west,
jetzt komm-d'r-ich aus dem Haus!*

Dieses Lied zum «Bündelestag» – zu dem Tag also, an dem die Dienstboten ihr Bündel packten –, dieses Liedchen singt zwischen den Notenlinien, spricht zwischen den Zeilen vom plötzlichen Selbstbewußtsein des Knechtes am Zahntag, läßt zähneknirschende Unterwerfung während des vergangenen Jahres erahnen, verschweigt nicht die gegenseitige Abneigung – keine persönliche Antipathie sicher, sondern eine grundsätzliche, die aus der unterschiedlichen sozialen Stellung und aus den Beziehungen herrührt: klares Oben und Unten, Herr und Knecht, und doch ist einer auf den anderen angewiesen.

Nur: Solche feinen Unterschiede hört wohl nur der heraus, der die Hauptmelodie schon kennt; aber die ist noch fast unbekannt. Es gibt inzwischen viele Forschungen zum Industrieproletariat, wenige indessen zum Landproletariat. Knechte und Mägde, die vor hundert Jahren auf dem Lande lebten und arbeiteten, sind bis jetzt nahezu unbekannte Wesen geblieben.

Allenfalls dies hat auf Bühnen und in Speichern überdauert: die Urkunde über das gute Betragen, über das jahrelange treue Ausharren eines Dienstboten beim gleichen Herrn, der Preis für «Treue, Fleiß und Sittlichkeit». Auf den landwirtschaftlichen Bezirksfesten wurden schon früh im 19. Jahrhundert Prämien und Urkunden verteilt: für besonders gute Zuchtleistungen bei Pferden und Rindern – und Prämien für gutes Betragen der Dienstboten.

Festordnungspunkt 9 des Programms für das landwirtschaftliche Bezirksfest in Biberach im Jahre 1912 lautet: *Mittags 12 Uhr: Preisverteilung an die prämierten Dienstboten (Zeichen 3 Böllerschüsse) und hieran anschließend an die Tierbesitzer etc. und Austeilung der Prämien von der staatlichen Bezirksrindviehschau. Im-*

merhin: Die Dienstboten werden vor dem Rindvieh ausgezeichnet; die Urkunden, die Geldpreise und die Medaillen, die vom württembergischen Königspaar am Ende des Jahrhunderts eigens an besonders treue Knechte und Mägde verliehen wurden, hatten schließlich auch wichtige Funktionen:

Sie sollten zum einen die Bedeutung eines wichtigen, aber unterprivilegierten Berufsstandes hervorheben, zumal in der Zeit, als die große «Leutenot» begann, als also durch die Abwanderung in die Industrie «gute» Knechte und Mägde rar wurden. Sie sollten zum andern die Pflichten und Tugenden öffentlich ins Bewußtsein rufen – Pflichten, die übrigens schriftlich festgelegt waren. *Das Gesinde ist schuldig*, so heißt es im ersten einschlägigen Paragraphen einer oberschwäbischen Gesinde-Ordnung, *seinen Dienst redlich, fleißig und aufmerksam und mit Geschick bei Tag und bei Nacht unverdrossen nach dem Willen der Dienstherrschaft, und . . . zu deren Nutzen zu besorgen*. Mehr Rechte erhielt das Gesinde de jure erst 1899 durch eine neue württembergische Gesindeordnung, die durch die Novellierung des Bürgerlichen Gesetzbuches entstand; tatsächlich aber hatten schon vorher viele Knechte und Mägde bessere Lebensbedingungen erkämpfen können, weil auf dem Lande, wie schon erwähnt, ein starker Arbeitskräftemangel entstanden war – oder indirekt: weil durch den Arbeitskräftesog und das Lohnangebot der Industrie auch die Landlöhne kräftig gestiegen waren.

Die Auszeichnungen für die Knechte und Mägde hatten noch eine dritte Funktion: sie waren ein Qualifikationsnachweis besonderer Art für eine Arbeit, bei der es keine geregelte Ausbildung und keine geregelten Prüfungen gab; sie konnten den Preis steigern, zu dem die Dienstboten ihre Arbeitskraft verkauften – anders gesagt: sie konnten höheren Lohnforderungen Nachdruck verleihen – vor allem dann, wenn sich der Dienstbote Arbeit weit weg vom Heimatort suchte.

Dies jedoch kam selten vor. So wie der Arbeitsvertrag mündlich geschlossen und durch ein Haftgeld von drei bis fünf Mark besiegelt wurde, das der Bauer dem Knecht gab, so lief auch die Arbeitsvermittlung in der Regel nicht über Zeitungsinserate, sondern über persönliche Bekanntschaften und Empfehlungen und über sonstige mündliche Informationen. Der Gesindeeinzugsbereich erstreckte sich meist nur auf die umliegenden Ortschaften; die Distanz betrug selten mehr als zehn, fünfzehn Kilometer. Und so war auch jedem arbeitssuchenden Dienstboten bekannt, wer ein «guter» und wer ein «schlechter» Bauer war. «Gut» war einfach definiert, in dieser Reihenfolge: guter Lohn, gutes Essen, gute

Behandlung. Der Jahresbarlohn wurde ausgehandelt (er war bei Knechten fast doppelt so hoch wie bei Mägden), ebenso die Frage, wer die Versicherung zu zahlen habe, Kost und Logis waren frei, dazu kamen in Art und Umfang meist traditionell geregelte materielle Zugaben wie Schuhe, Sohlen, Hemden, Schürzen, bei Mägden auch Werg – also aufbereiteter Flachs – zum Spinnen. Den Barlohn ließen die Dienstboten oder Ehehalten, wie sie weiterhin genannt wurden, nach Möglichkeit bis zum Bündelestag stehen, aber der Bauer gab auch Vorschüsse, über die er genau Buch führte.

Eine nur scheinbar geringfügige Änderung des Verhältnisses war der Übergang vom Jahreslohn zum Wochenlohn, der um die Jahrhundertwende fast überall vollzogen war; die Ursachen waren schwerwiegend, die Folgen nicht minder. Bei den Ursachen müssen drei wichtige Faktoren erwähnt werden:

Der erste Faktor war ein technologischer Wandel. Hatte früher die Drescharbeit, solange sie mit dem Flegel betrieben wurde, große Teile des Winters in Anspruch genommen, so verkürzte nun der Maschinendrusch diese Arbeit auf ein zeitliches Minimum. Die Dreschmaschine bewirkte diese Revolution – vor allem, seit die Dampfmaschine durch herumziehende Dreschunternehmer eingesetzt wurde. Ein großer Teil der herkömmlichen Winterarbeit fiel weg, die menschliche Arbeitskraft war überflüssig. Dazu kam als zweiter Faktor eine gewaltige Lohnsteigerung, die die Bauern belastete: allein zwischen 1860 und 1890 stiegen in Württemberg die Landarbeiterlöhne auf das Dreifache an – dies war eine Folge der Industrialisierung, und zwar auch in Gebieten, in denen es keine Industrie gab. Ein dritter Faktor schließlich war die Versicherungspflicht seit den achtziger Jahren, die die Bauern zumindest teilweise traf.

Die Bauern waren also bestrebt, die Knechte dann zu entlassen, wenn die Arbeit nachließ – und es ging hier vor allem um die männlichen Arbeitskräfte, die im Produktionsbereich eingesetzt waren; für die Knechte hingegen bedeutete diese Entwicklung, daß sie stärker als vorher «freie» Lohnarbeiter waren – mit allen Vor- und Nachteilen. Zu den Vorteilen gehörte, daß sie jederzeit den Dienst quittieren, jederzeit ein besseres Lohnangebot wahrnehmen konnten. Es gab gewiefte Knechte, die just vor den Arbeitsperioden der Aussaat, des Heuens oder des Erntens den Dienstherrn wechselten. Zu den Nachteilen für einen großen Teil der Ehehalten gehörte, daß sie im Winter keine Arbeit mehr bekamen. Die württembergische Statistik zeigt, daß die Winterarbeitslosigkeit in der Landwirtschaft gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dreimal so hoch war wie in der

Industrie. In der miserablen Zeit der vielgerühmten «Gründerjahre» – also von der Weltwirtschaftskrise 1873 bis zum Beginn einer neuen Hochkonjunktur im Jahre 1895 – war das Land von arbeitslosen Knechten geradezu überschwemmt. Zu Hunderten zogen sie über die Straßen, bettelten abends um ein Stück Brot und einen Schlafplatz im Stall, wurden morgens wieder vom Hof gejagt: «Hab keine Arbeit für dich!» Der einzige Trost der Knechte war die Hoffnung aufs Frühjahr: «Wenn die Staren pfeifen, sind wir Meister!»

Fast überflüssig zu sagen, daß die Arbeit der Knechte und Mägde hart war; in Stoßzeiten der Sommerarbeit wurden sie um drei Uhr von den Strohsäcken gejagt, es ging durch bis zum Einbruch der Dunkelheit. Da war wohl auch die Kargheit der Unterbringung nicht mehr von sonderlicher Bedeutung; Kammern mit kahlen Wänden im Wohnteil für die Mägde, für die Knechte meist über dem Stall, ungeheizt natürlich, in der Regel ohne Tisch und Stuhl, eine Kiste mit den wenigen Habseligkeiten, vielleicht sogar ein «Eintüriger» (ein einfacher Schrank) – das war immer noch besser als ein Lager im Hausgang, mit dem so mancher Knecht vorlieb nehmen mußte. Am schlimmsten war wohl, daß man in der Regel keinen eigenen Aufenthaltsraum hatte.

Die Ehehalten waren natürlich keine sozial einheitliche Schicht. Ihrer Herkunft nach waren die einen nicht erberechtigte Söhne größerer Bauern, die eine «Heimat» hatten, vielleicht auch ein wenig Besitz, aus dem sich etwas machen ließ; die andern, wohl die Masse, waren mittellose Kinder von «Kleinhäuslern», Tagelöhnern, Knechten und Mägden – da war nicht viel Hoffnung auf Änderung der Lage. Auch unter den Dienstboten selber gab es eine strenge Hierarchie, die aus Geschlechterrolle, Arbeitskraft, Geschick, vor allem aber aus der Art der Arbeit resultierte. In der festen Sitzordnung, in der Verteilung der Rollen beim Essen fand sie einen deutlich sichtbaren Ausdruck: wer betet, wer schneidet das Brot, das Fleisch, wer schöpft, wer beginnt und wer beendet das Essen, wer darf sprechen und wer nicht?

Die Sitzordnung beim Essen war allerdings auch, trotz dieser Unterschiede, Ausdruck des klaren Herr-Knecht-Gefälles – am augenfälligsten nicht da, wo Bauern und Gesinde am gleichen Tisch aßen; auch nicht in den Großbetrieben, wo das Gesinde einen eigenen Raum hatte; sondern dann, wenn in der gleichen Stube die Dienstboten am großen Eck-tisch saßen, Bauer und Bäurin aber hinter einem kleinen Tischchen auf dem Lederkanapee, vor sich die Getränke in einem undurchsichtigen Krug.

Die soziale Wahrnehmung war nicht außer Kraft gesetzt. Das Gesinde sah wenig Unterschied zwischen Stadt- und Landdienst: «Herrendackel oder Bau- rendackel, das bleibt sich gleich.» Im Dorf selbst aber verlief die Grenze schon bei den Kindern zwischen «Baurenbub» oder «Bettelbub». Die Sprüche sind eindeutig: *Jetzt kommt die heil'ge Fasenacht, da stechen d' Bauren d'Säu; da fressen d' Bauren d' Leberwürst und d' Knecht den Haberbrei!* – oder drastischer: *Lieber einen Darm im Leib versprengt als dem Bauern ein Stück Brot geschenkt!* Weniger lautstark, aber nicht minder bedeutsam ist die Tatsache, daß die Knechte, wenn sie nach der Arbeit nicht ohnehin gleich in den Schlaf sanken, lieber auf der Bettkante in ihrer kahlen, ungeheizten Kammer noch ein Kartenspiel begannen als in der gemütlichen Stube des Bauern. Auch die sommerliche Abendpromenade auf den Dorfgassen hat nicht bloß mit der Freude am Gesang und an den Mädchen zu tun – sie muß auch (zumindest auch) als Flucht aus den Gemächern des Bauern gesehen werden.

Die Behauptung des Selbstbewußtseins war zum Teil in Symbolik verpackt, die uns heute skurril anmutet. Zum Essen brauchte man nicht Messer und Gabel, nur den Löffel – und da hatte jeder Dienstbote seinen eigenen, den er nach dem Essen abwischte und in eine Lederschlaufe unter dem Tisch oder hinter den Spiegel oder sonstwohin steckte. *Wie Siegestrophäen*, meldet ein oberschwäbischer Bericht von 1900, *zieren solche Löffel manches Wohnzimmer.* – *Da waren die Knechte eigen*, ergänzt eine ehemalige Magd, die dies alles noch miterlebt hat. In arge Wut konnte diese Mischung aus Selbstbewußtsein und demütigender Erfahrung eines ganzen Jahres umschlagen, wenn der Bauer am Bündelestag Abzüge vorrechnete für Schäden, die ihm angeblich entstanden waren. Es wird berichtet, daß die Knechte dann die Bauern hin und wieder zusammenschlugen – der Dienstbotenvers ist nur halb ironisch, er ist auch ernst gemeint: *Heut ist mein Wandertag, morgen mein Ziel, schickt mich mein Bauer fort, gibt mir nicht viel. Gibt er mir 'n Groschen, schlag'n auf d' Groschen. Gibt er mir 'n Stück Brot, schlag'n damit tot.*

Wenn sie nichts in der Hand hatten, die Knechte und Mägde, dann hatten sie nur ihre Hände. Und wenn die einmal schwach und steif geworden waren von Alter und Arbeit, dann hatten auch die Menschen – wie Zeitgenossen berichten – *nur noch gerin-*

gen Wert. Ein Alter ohne neue, wenn auch kleine, Existenzgrundlage: das war der Alptraum der Ehehalten – man hatte die dünnen, gekrümmten Elendsgestalten vor Augen, die, wenn sie Glück hatten, bei einem Bauern «ums Essen» arbeiteten, so lange sie noch konnten. Allgemein verbreitet war die Auffassung, für einen alternden Dienstboten sei der Tod die beste Lösung. Selbstmordziffern kennen wir nicht. Franz Innerhofer, in seinem autobiographischen Roman «Schöne Tage», erzählt, daß die Meldung *Der oder die hat Schluß gemacht* als etwas Selbstverständliches, ja fast mit Genugtuung aufgenommen wurde.

Innerhofer berichtet zwar aus dem Salzburgischen, und fast noch aus der Gegenwart; aber viele seiner Beobachtungen decken sich mit den Kenntnissen, die wir – bis jetzt wenigstens, allzu vieles fehlt uns noch – übers oberschwäbische Gesindeleben vor hundert Jahren haben. Innerhofer sagt über die Knechte und Mägde – über die *Leibeigenen*, wie er sie nennt –: *Sie lebten immer nur provisorisch.* In der Tat: Das Knechtsein war nichts fürs ganze Leben, das wußte jeder. Jeder war also bestrebt, voranzukommen, Zeugnisse und Urkunden zu kriegen, sich emporzuarbeiten; daher auch die Gesindehierarchie, die «Hackordnung», die Intrigen – bei aller Einsicht in die eigene Lage. Einer vom Jahrgang 1887, der es wissen muß, weil er sein ganzes Leben Knecht im Oberschwäbischen gewesen ist, bis ihm mit 73 Jahren die Hände zu schwach zum Melken geworden waren – der sagt auf die Frage, was eigentlich die Lebensperspektive der Dienstboten gewesen sei: *Ha, daß man in ein klein's Gütle hineinschlupft!* Und wenn dies, was ja Heirat bedeutet, nicht geklappt hat, *dann hat man sich halt drein schicken müssen.*

Innerhofer notiert: Es habe Bauernaufstände gegeben, aber keine Dienstbotenaufstände. Die Dienstboten haben sich – im Gegensatz zu vielen Landarbeitern und Saisonarbeitern übrigens – wohl nie als Teil des Proletariats gesehen. Sie hatten immer Hoffnung, individuelle Hoffnung; ihre Knechts- und Magdexistenz sollte nur Durchgangsstadium, Provisorium sein.

Der alljährliche Wandertag, der Bündelestag, der Schein der allmählichen Verbesserung der eigenen Lage ist ein getreues Abbild des «provisorischen Lebens».